

Zeitschrift: Berner Schulblatt
Herausgeber: Bernischer Lehrerverein
Band: 65 (1932)
Heft: 51

Anhang: Buchbesprechungen
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

BUCHBESPRECHUNGEN

BEILAGE ZUM BERNER SCHULBLATT NUMMER 51 · 18. MÄRZ 1933

Walther Siegfried, Aus dem Bilderbuch eines Lebens.

Ein liebender, trauernder Vater setzt seiner verstorbenen Tochter ein Denkmal und schenkt uns damit ein Werk von einer so vorbildlich heroischen Menschlichkeit, dass man das Buch gern in allen Händen sähe, die zu empfänglichen, begeisterungsfähigen Herzen gehören.

Walther Siegfried wird am kommenden 20. März 75 Jahre alt. Wenn auch seine Bücher nie die grossen Schlager waren, so wissen heute doch viele, dass wir in ihm einen der treuesten und künstlerischsten Kämpfer um Lebenserkenntnis, Lebensgestaltung und Lebenshaltung zu sehen haben. Von seinem grossen, ergreifenden Künstlerroman *Tine Moralt* bis zu seinen Lebenserinnerungen ist alles eine gerade, hochstrebende Linie. Viel Leid liegt über diesem Leben. Es prägt sich in seinen Büchern aus durch eine gemessene Zurückhaltung und eine stille Melancholie. Walther Siegfried gehört in die lange Reihe von Schweizerkünstlern, die ihr Leben wesentlich im Ausland zubrachten. Er lebt in Bayern. Wenn uns die beiden ersten Bände seiner Lebenserinnerungen den bunten Teppich seiner vielgestaltigen Begegnungen und Beziehungen aufrollen, so ist dieser dritte Band etwas ganz für sich Bestehendes, für mich das Erschütterndste, was aus Siegfrieds Feder erwachsen. Er selber tritt zurück hinter seiner Tochter. Sie ist die Heldin dieses Buches. Wie kommt das? Wie kommt man dazu, einen grossen Maßstab anzulegen und grosse Worte zu gebrauchen bei einem jungen Mädchen, das an der Grippe gestorben ist wie tausend andere?

Wohl wuchs Helene Siegfried in einem Hause auf, wo Kultur heimisch war, wohl hatte sie im einsamen Vater treue Hingabe an sinnvolle Arbeit täglich vor Augen; aber wie viel anderes musste noch dazukommen, dass man den Eindruck erhält, ein seelisch und geistig gereifter, ausgeglichener, ja in mancher Hinsicht zur Führung berufener Mensch habe durch diesen frühen Tod die Erde verlassen.

Ein kleines vertrauensseliges Geschöpfchen wächst heran, voll Aufnahmefähigkeit, Innigkeit, Träumerei, lieber Rücksichtnahme, früher Nachdenklichkeit und schelmischen Frohmuts. Unglück in der Familie lässt das Seelchen zeitig erwachen und sich bemühen, da wo es liebt, Verständnis fühlen zu lassen. Ein gesundes, praktisch veranlagtes Schwesterchen wächst neben ihm heran. Früh übernimmt Helene die Sorge des väterlichen Haushaltes, in dem keine Frau mehr waltete. Da bricht der Krieg aus und verändert das Angesicht der Welt. Helene erklärt eines Tages: «Vater, es ist mir unmöglich, es länger zu Hause gut zu haben, wenn ringsum alles in diesen Schrecken steht. Erlaubst du mir, dass ich zum Roten Kreuz gehe? Im Oktober werde ich zwanzig Jahre alt.»

Und nun folgt die anstrengende Ausbildungszeit in Berlin in den Grauenjahren des Krieges. Die tiefe Verbundenheit mit dem Vater liess sie unablässig Briefe schreiben, und diese hier abgedruckten Briefe bringen ein ergreifendes Bild rasch reifender Weiblichkeit, Menschlichkeit. Der Einblick in unendlich viele schwerste Schicksale, die tausend dahingemähten Hoffnungen, die verstümmelten Leiber, an deren

Heilung sie helfen musste, das alles liess naturgemäss schnell bürgerliche Zimpferlichkeiten und konventionelle Vorurteile dahinschwinden. Was eine Krankenschwester sein kann, die nicht nur das Pflichtgemässe tut, sondern die mit fühlendem Herzen, mit denkendem Hirn all das Entsetzliche zu verarbeiten sucht und dabei an Menschenurteil wächst, aber auch an Kunsturteil: Das ist für Empfängliche etwas tief Bewegendes. Und dass dabei die angeborene Frohnatur nicht verkümmert, sondern zum Glück der Pflegebedürftigen sich auswirkt, ist das Allerschönste dabei. Aus allem Leid wächst in Selbstüberwindung und Tapferkeit eine klaresehende, beseelte Menschenliebe, die treu ihren Weg geht, «selbst unter Umständen, wo auch bei den Beherrschten die Freude am Pflegen aufhört».

Neben dem was der Beruf an Schwerem mit sich bringt, kommen noch andere Ueberwindungen. Das herzoffene Menschenkind sehnt sich nach Vater, Schwester und der geliebten Bergheimat und leidet in Berlin unter «seelischen Polargegenden», wo ihr so vieles frostig, lieblos, mathematisch, geschäftsmässig erscheint, wo niemand um sie ist, der ihr Halt geben kann. Da lernt sie die Berufung, sich so zu entwickeln, dass sie selbst für andere zur Stütze wird. Im Beruf erlebt sie, dass man kann, was man muss. Früh erkennt Helene, dass Entwicklung der eigenen Persönlichkeit und liebende Hingabe an Beruf, Menschen, Ideen keine Gegensätze sind. Es ist so erfrischend, wenn ein gesundes, tapferes, warmherziges Menschenkind viele schwerste Probleme aus sicherem Instinkt löst, z. B. das Verhältnis zu den Männern. Sie ist bestrebt, all den leidenden, enttäuschten, vom Krieg zerfetzten Männern gegenüber unbefangenen und taktvoll, liebende Schwester und vorurteilsloser, beratender Kamerad zu sein, am Anfang oft sichtlich mit Ueberwindung, bald aber dies Verhalten zur zweiten Natur werden lassend. Alles Tändeln empfindet sie als ebenso unwürdig wie alle steife Zueignung. Rasch auch wächst das Unterscheidungsvermögen zwischen Wesentlichem und Belanglosem. Wer das Furchtbare und gänzlich Unterträgliche täglich vor Augen hat und seelisch nicht gleichgültig danebensteht, wer dabei aus vollem Herzen lindern möchte, der wird nicht nur barmherzig, sondern erkennt auch, dass der Reichtum des Lebens in wahrhaftiger Anteilnahme besteht.

Freilich denkt sie auch in verlorenen Stunden an persönliches Glück. Ihr Tagebuch widmet sie dem Unbekannten, den sie sich einmal als Mann wünscht. Sie schreibt: «Der Mann, den ich brauche, läuft nicht sehr häufig herum in unserer erzdekadenten Gesellschaft: Ein Arbeitsmensch, der zugleich Ideale, feine, weiche Saiten hat in seiner Seele. Einer, der nicht eine Köchin will und auch nicht ein Spielzeug, sondern einen ernsthaften Kameraden, der ihm nicht gleich, aber ebenbürtig ist auf seine Weise, der das Leben kennt, wie es ist, und nicht so, «wie es sich gehört» vom Standpunkt der «jungen Dame» aus.

Immer ist der Drang aufzunehmen, zu sehen, zu lernen, etwas Ganzes aus dem Leben zu machen, nie etwas zu tun, was gegen ihr innerstes Gefühl ist, das Entscheidende. Die junge Pflegerin sucht in allen

Freistunden durch Gespräche, Lektüre, Theater sich weiterzubilden. Auch hier ist ihr Urteil von jener Klarheit frühgereifter, unverdorbener Jugend: «Ist die Kunst nun eigentlich dazu da, um herumzuwühlen im Unguten und Hässlichen?» Derartige Künstler (sie nennt Namen und könnte heute noch viele andere Namen nennen) sollten nach ihrem Gefühl bloss das Dunkel sein, an dem man sich die Augen schärft für das Licht der hohen und reinen Kunst.

Sie will nicht anders sein als andere. Sie möchte eine gute Helferin, eine klar Erkennende, eine innig Teilnehmende werden und möglichst viele Kameraden auf diesem Weg treffen. «Schlicht gütige Menschen sind doch weiss Gott mehr wert als die «Intelligenzen», bei denen man sich innerlich den Schnupfen holt». «Das bisschen Güte von Mensch zu Mensch — nicht dekorierte Wohltätigkeit — das Zusammenleben mit seinen Nächsten froh, liebevoll gestalten, ihn so nehmen wie er ist und nicht wie wir ihn haben möchten, hinwegsehen über das Kleinliche, Unwichtige, das ist mein Streben.» «Herrgott, gib mir zwanzig Jahre freie Bahn, und ich will den Menschen um mich her vorleben, dass mein Glaube kein Phantom ist! Die Schönheit in der Natur! Das Gute im Menschen! Und die verstehende warme Liebe für beides.» «So weit müsste man kommen, dass, ohne zu wissen warum, alle Menschen fröhlich würden, wenn man mit ihnen zusammen ist.»

Ein paar Monate nach diesen Worten war sie eine Leiche. Da alles an Grippe darniederlag, pflegte sie, schon erkrankt, weiter und erlag einer doppelseitigen Lungenentzündung.

Tief gebeugt steht der Vater an der Bahre. Er verlor in der Tochter seinen besten, zart verstehenden Freund. Das Verhältnis zum Vater verdient besondere Beachtung in einer Zeit, wo die Jungen sich so oft als völlig anders als ihre Eltern empfinden, wo Väter und Söhne, Mütter und Töchter vielfach nebeneinander vorbeireden. Wäre es nicht das Natürlichste, das was am deutlichsten den Kulturzusammenhang von Generation zu Generation offenbarte, wenn die heranwachsenden Kinder die verstehenden Freunde ihrer Eltern würden! Dazu müssten freilich gemeinsame Interessen beide Generationen erfüllen und zwar solche, die überzeitlichen Charakter haben und abseits von Tagesmode und selbstsüchtigem Begehren liegen. Das war hier aufs schönste der Fall, und man begreift den tiefen, verzweifelten Schmerz Siegfrieds, als er diesen Menschen hergeben musste: Ein Kind, das immer bestrebt war, ihm Freude zu machen, das schon früh ein leid- und begeisterungsempfängliches Verstehen für sein Schaffen empfand, ein Kind, dem er Halt und Wachstumsförderung gegeben, das aber auch umgekehrt nach Siegfrieds eigenem Geständnis in seiner Gegenwarts- und Nachwirkung das letzte, was des Vaters Natur zu geben hatte, an den Tag gefördert und in Wirkung gesetzt hat.

Was mag er empfunden haben, als er bei den aufbewahrten Zuschriften von Gepflegten vielfach den Dank las, dass Helene trotz ihrer Jugend es vermocht habe, sie zum Glauben an das Vorhandensein des Guten in der Welt zu führen! Das Gedicht einer Strassendirne sprach ihr die Sehnsucht aus nach einer Lebensführung, wie sie sie an ihr gesehen. Verbrecher gestanden Helene nachträglich ihre Vergehen und dankten ihr dafür, während ihrer Krankheit zum erstenmal erlebt zu haben, dass ein Mensch aus freien Stücken gütig gegen sie gewesen sei.

Gleichzeitig mit Deutschlands Zusammenbruch traf Siegfried dieser persönliche Zusammenbruch.

Freilich ist noch eine zweite Schwester da. Wo ihrer gedacht wird, geschieht es mit Liebe. Sie wuchs doch am gleichen Stamme, leistete in der Kriegszeit freiwilligen Hilfsdienst, wanderte und sang mit der Schwester, die sich ihr immer herzlich verbunden fühlte. Warum hört man am Ende des Buches so nichts mehr von ihr? Es bleiben da Fragezeichen.

Der Vater setzt sich mit dem Schicksal auseinander, rücksichtslos religiöse Illusionen und leere Trostesworte zerzausend — und dann doch wieder, wie aus weiter Ferne, den unvergänglichen Zusammenhang mit der Dahingegangenen spürend und voll Ehrfurcht vor unverständenen Geheimnissen. Der grausamen Sinnlosigkeit dieses gebrochenen edlen Lebens schafft er nun selber den Sinn, indem er als alter Mann dieses Buch schrieb, das in vielen jungen Herzen Pflichtgefühl, Kraft, Frohsinn und wegweisende Liebe erwecken wird. Auch dieses Werk führt aus den Niederungen und Tiefen in eine höhere Welt; denn welche Welt könnte man mit Recht als höhere ansprechen als die, welche getragen wird von schlichter Tapferkeit, unablässigem Erkenntnisdrang, klarem Gestaltungswillen und mitfühlender, tätiger, opferbereiter Menschlichkeit. Und zu dieser Welt, wenn sie rein erfasst wird, kann auch ein junges Mädchen Führer sein. «Der Seele bleibt die Macht und der Sieg.»

U. W. Züricher.

Romain Rolland — Malwida v. Meysenbug. Ein Briefwechsel 1890/91. Mit einer Einleitung Rollands: Erinnerungen an Malwida. Herausgegeben von *Bertha Schleicher*. J. Engelhorn's Nachf., Stuttgart.

Die Namen der beiden Briefsteller sind uns bekannt: «Die Memoiren einer Idealistin» haben viele Leser gefunden, ebenso wie die Briefe Malwidas an ihre Adoptivtochter Olga Monod-Herzen. Fast alle grossen Menschen der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts sind irgendwie und irgendwann in das Leben Malwidas getreten: Wagner, Liszt, Nietzsche, Lenbach, Alexander Herzen sind nur ein paar Namen, aufs Geratewohl herausgegriffen.

Ebenso offen für alles Grosse, ein ebenso grosser Idealist wie Malwida Idealistin war, ist Romain Rolland. Seine Bücher, seine Geistesart kennen wir alle.

Dass diese zwei Menschen sich begegnen mussten, sich in Freundschaft finden mussten, scheint uns selbstverständlich; und doch: dass dieses Begegnen möglich war, erscheint uns wie ein gütiges Wunder; denn 50 Lebensjahre trennen sie. Malwida war 70 Jahre alt, als ihr der 20jährige R. Rolland vorgestellt wurde. Die Freundschaft, die Malwida mit dem jungen R. Rolland verband, verschönte ihren Lebensabend, war eine späte Herbstfreude für sie; für R. Rolland war diese Freundschaft Segen und Ansporn, Ermutigung und Verheissung.

Das alles spricht deutlich aus den vorliegenden Briefen, welche die Freundschaftsjahre 1890 und 1891 umfassen. (Hoffen wir, dass uns die späteren Jahrgänge auch noch geschenkt werden.) Und noch viel mehr lesen wir aus diesen Dokumenten einer kristallklaren Seele einerseits und eines ringenden, reifenden Menschen andererseits. Man fühlt, dass keines dem andern etwas vormachen wollte. Die grössere Scheu und Zurückhaltung liegt zuerst beim jungen Menschen, der sie aber bald ablegt, ablegen muss vor den klarblickenden, gütigen Augen der Freundin. «Aber ich bitte Sie von ganzer Seele, denken Sie nie, Sie seien zudringlich; sprechen Sie mir von dem, was ich verschweige; das ist mir eine solche Erleichterung!

Fragen Sie mich, erzählen sie mir » — so bittet Roland. Er hatte sich das Schweigen angewöhnen müssen und konnte nun auch hier, wo er unbedingt vertraute, nicht gleich das Erlösende « sich aussprechen » finden. Die beste Aussprache scheint für ihn das Musizieren zu sein. Er spielt Malwida vor. Und auf der Brücke der Musik finden sich die Seelen; die Freundschaft vertieft sich, so dass auch die räumliche Entfernung keinerlei Entfremdung zeitigen kann. Bis zum Ende (1903) erhält R. Rolland seinen wöchentlichen Brief, und zwei Tage vor ihrem Tode erhielt Malwida den letzten Brief ihres jungen Freundes. R. Rolland hält ihr die Treue übers Grab, davon zeugt ein jedes Wort seiner Einleitung zu dem Buche, die er « Dankgesang an Malwida » nennt.

Samuel Singer, Die religiöse Lyrik des Mittelalters.
Neujahrsblatt der Literarischen Gesellschaft Bern.
Verlag A. Francke.

Das Buch wird in unsern Reihen Leser finden, die es sich nicht nehmen lassen werden, den Verfasser in seiner Arbeit zu begleiten; andern Lesern wird es genügen, sich zu geruhiger Stunde dem feierlichen Inhalt und der edlen Form der Gedichte hinzugeben. Allen wird es begegnen, dass sie auf ihrem Wege bekanntes Land oder einen Gipfel beschreiten, der sie schon früher ob seiner erhabenen Rundschau gelockt hat. Aber wie so ganz anders gestaltet sich jetzt, von feindeutenden Worten erklärt, der Ausblick! Da gewinnt selbst der schon oft erklommene Gipfel neue Farbe und neuen Inhalt.

Aus der reichen Reihe der Vertreter religiöser Lyrik des Mittelalters treten als deutsche Dichter etwa Otfried, ein Spervogel, Walter von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach (mit dem wundervollen Gebet: Ohne Fehl du Reiner, du drei und doch Einer), Oswald von Wolkenstein entgegen, um nur einzelne uns wohlbekanntere Gestalten zu nennen. Wer aber die Geschichte einer Dichtungsart beschreibt, wie das hier geschehen ist, der kann sich nicht auf ein Volk allein beschränken. Er muss sich seinen Bau in weit ausholenden Massen entwerfen. Die Grundlagen zu diesem Bau der mittelalterlichen religiösen Lyrik sind die Psalmen des alten Testaments. Von hier geht Singer aus, nicht entwicklungsgeschichtlich, um vom Unvollkommenen zum Vollkommeneren zu gelangen, sondern der Bewegung des Stoffes folgend. Das ergibt, wie der Verfasser am Schlusse seines Buches sagt, ein « Auf- und Abschwellen, Versumpfen und Neuhervorbrechen, Richtunghalten und Richtungändern, schwächeres und stärkeres Leben, aber Leben doch immer, und Leben ist Freude. »

H. Baumgartner.

Heinrich Hoffmann, Reformation und Gewissensfreiheit. Verlag Alfred Töpelmann, Giessen. Mk. 1.20.

An einer Stelle der kleinen Schrift, die der Professor der Kirchengeschichte an der Universität Bern herausgibt, wird auf Hodlers Bild « Reformation » hingewiesen, das vielen von uns von der Landesausstellung in Bern her noch im Gedächtnis geblieben sein wird. Mit « Herz und Hand » legt hier ein ganzes Volk sein freies Bekenntnis ab. Die kirchliche Reformation aber hat sich in den verschiedenen Ländern kaum so vollzogen. Die bernische Reformation z. B. darf nur mit bestimmten Einschränkungen als ein freies Bekenntnis des gesamten Volkes zum neuen Glauben aufgefasst werden. Eine weitverbreitete Anschauung, die vor allem auf die Aufklärung zurückgeht, besteht ja allerdings, dass die Reformation die

Gewissensfreiheit gebracht habe. Aber wenn Luther schreibt: « Es liegt jeglichem auf seinem Gewissen, wie er glaubt oder nicht glaubt », so hat er diese Freiheit der Entscheidung doch nur so aufgefasst, dass es jedem frei stehe, sich die *eine* Wahrheit zu eigen zu machen. Und diese *eine* Wahrheit verkündete allein Luther. « Wer meine Lehre nicht annimmt, das war Luthers Ueberzeugung, der mag nicht selig werden; denn sie ist Gottes und nicht mein. » Immerhin, die Entscheidung zum Bekenntnis legte er jedem einzelnen Menschen auf und lehnte es ab, dass der Staat die Gewissen regiere. Erst als sich die Hoffnung auf den Sieg seiner Sache zerschlug, überband er dem Staat die Pflicht, für die wahre Religion zu sorgen.

Für uns ist es aufschlussreich, welche Stellung die bernische Regierung einnahm. Nach ihrer Ansicht war der Glaube ein Geschenk Gottes; sie durfte ihn also nicht erzwingen. Sie befragte denn auch wiederholt das Volk um seine Meinung. Aber diese Meinung wurde nicht durchaus frei gefasst. Und was hier wichtiger ist: Nach der Feststellung, wie sich die Mehrheit des Volkes einstelle, betrachtete es der Rat als seine Pflicht, diese Meinung der Mehrheit allein zur Geltung zu bringen. Die Andersgläubigen hatten sich zu fügen oder das bernische Gebiet zu verlassen. Erst recht den Täufern liess die Regierung Gewissensfreiheit nicht gelten.

Trotzdem hat sich diese Zeit mit der Idee der Gewissensfreiheit ständig auseinandergesetzt. Bei evangelischen Laien war die Anschauung weitverbreitet, dass Reformation und Glaubenszwang nicht zusammenstimmten. Aber erst die Aufklärung hat der Gewissensfreiheit zum vollen Siege verholfen. Die Schrift Hoffmanns ist ein bedeutsamer Beitrag zur Abklärung dieses Problems. *H. Baumgartner.*

Singet dem Herrn alle Welt.

Wie die Ernte der Saat, so folgt nun der tiefersten, seinerzeit hier besprochenen Schrift « Liturgische Gottesdienste » von *Pfarrer W. Matter in Schüpfen* das vorliegende « *Liederbuch für unsere Jugend* », von ihm herausgegeben im Auftrage des Evangelisch-reformierten Synodalrates des Kts. Bern. Was dort in herber Schärfe erschaut wurde, nämlich die Erkenntnis, dass das Singen auf dem Boden der Kirche ein *verantwortliches* Singen sein muss, ist hier in eine Tat umgesetzt worden, die kaum hoch genug angeschlagen werden kann. « Es gilt zu wählen zwischen der menschlichen Sinngebung des Sinnlosen und der göttlichen Offenbarung. Das Ja des einzelnen ist der Glaube. Das Ja der Gemeinde ist das Bekenntnis. So wird aus tiefer Notwendigkeit das evangelische Lied, das als Bekenntnislied Ausdruck der jeweiligen kirchlichen Gemeinsamkeit ist. »

So wollen auch diese in den sakralen Rhythmus des Kirchenjahres geordneten hundert und mehr Lieder verstanden werden, erlesene Kostbarkeiten aus dem Reichtum ferner, glaubensstarker Jahrhunderte! Wir möchten dem schmücken, prächtig gedruckten Bändchen die weiteste Verbreitung wünschen. Der von der lautereren Kraft der alten Musik etwas weiss, wird freudig nach dieser hochwillkommenen Sammlung greifen.

Sie ist im besten Sinne kindertümlich, insofern das Kind hier als zwar unentfalteter, aber doch vollwertiger Mensch genommen worden ist; die Auswahl aber richtete sich ganz besonders nach dem Masse der « schriftgemässen » Volkstümlichkeit. Unbedingter Ernst und kompromisslose Ehrlichkeit haben eine

Auswahl getroffen, die einer schweizerischen Sammlung zur hohen Ehre gereicht.

Die vorliegende II. Auflage erscheint erstmals im zweistimmigen Satze, ohne freilich von der Grundlage des einstimmigen Gesanges abzuweichen. Das heikle Gebiet des Kontrapunkts, der freien Gegenbewegung, wurde *Dr. Max Zulauf*, dem Privatdozenten für Musikwissenschaft an unserer Hochschule, anvertraut. Dieser an den Haus- und Kammermusikwerken der alten Meister geschulte Musiker hat sich mit höchstem Geschmack und Mass seiner Aufgabe entledigt; seine Zweistimmigkeit besitzt einen Eigenwert, von der der Herausgeber mit Recht eine freudige Aufnahme in der ganzen reformierten Schweiz erhoffen darf.

Ein Wunsch drängt sich auf: Wäre es dem Herausgeber und dem Verlag (Müller & Schade, Bern) nicht möglich, einzelne Teile dieses Buches — etwa die Weihnachts- oder Osterlieder oder die Gruppen « Morgen und Abend », « Jahreszeiten », « Das alte und das neue Jahr » — in gesonderten billigen Bogen für unsere Schulen erscheinen zu lassen? Etwa im Sinne der « Schweizer Liedblätter », die jeweils Walter Hensels Zeitschrift « Lied und Volk » beigegeben sind? Wir wagen diese Anregung, weil wir in dem vorliegenden Bändchen so etwas wie eine erste Verheissung für die Verwirklichung einer heimatlichen schweizerischen Schulmusik erblicken. Welche Kollegen möchten sich dazu äussern?

Ist es noch nötig, zu sagen, dass, wenn auch nicht in allem, so doch in der geistig-musikalischen Grundhaltung das « Collegium musicum » unserer Tage in seinem weitesten Begriffe dem Buche Pate gestanden ist?
Dr. Rudolf Witschi.

Georg Schaeffner, Reise in Frankreich. Ein Tagebuch. Fr. 4. — A. Francke A.-G., Verlag, Bern.

« Vor uns liegen lange sorgenfreie Wochen und Paris und ein bretonischer Sommer. Es musiziert in uns, und die Seele streckt und reckt sich wie ein Kind, das aus seinem Schlafe in eine leichte Morgenstunde hineinerwacht. » Wer dieses Gefühl kennt, der weiss, wie beseligend einem zumute ist, wenn man Schaeffners « Reise in Frankreich liest ». Es ist das entzückendste Buch, das wir seit langem genossen haben. Genossen, Satz für Satz, wie man einen köstlichen Wein Schluck für Schluck schlürfend geniess. Zwar wird es manche geben, welche mit dem Buch nichts anfangen können. Aber für sie ist es auch nicht geschrieben. Geschrieben ist es für solche, die sich von Schaeffner *das* Paris zeigen lassen wollen. Nicht nur die Kunststadt, auch die Vergnügungstadt, die Stadt der mondänen Boulevards und der gemütlichen Parisertheater; aber doch vor allem und immer wieder die Kunststadt, das leichte, schwingende, liebende Paris in Pastelltönen. Für Menschen wie Schaeffner ist Paris das wundervollste Erlebnis, ein Schwelgen in Geist und Schönheit. Und das, ob wir von der Kirche unserer lieben Frau oder von der Sacré Cœur aus in den blaufernen Dunst hinausschauen, ob wir im Louvre lustwandeln oder im Musée Rodin nachdenklich in den kleinen, schönen Park hinunterblicken, ob wie die Seine abwärts fahren oder in Versailles den Prunk ferner Zeiten fragend betrachten. Immer hat uns Schaeffner Dinge zu sagen und Sächelchen zu zeigen, dass wir nur staunen müssen. Er webt uns so in den Zauber dieser Stadt ein, dass unsere eigenen Parisererlebnisse urlebendig werden. Hie und da nur ein leiser Anflug von Lehrhaftigkeit. Doch gleich wirft « sie » eine so harmlose, kindliche Frage

hin, dass ihr Begleiter und Führer rasch das Thema wechseln muss.

Was uns dieses Buch aber eigentlich wertvoll macht, ist der immer wieder auftauchende Vergleich dieser mit Schaeffners erster Frankreichreise, ist das Abschreiten des Weges von Henri de Régnier zu Léon-Paul Fargue. Es ist die kurze Spanne Zeit von sieben Jahren; aber darin liegt die innere Entwicklung eines geistigen Menschen beschlossen.

Ein entzückendes Buch, voll Glanz und Leichtfüssigkeit, aber auch voll Wärme und tiefster Innerlichkeit. Ein Buch für Menschen, die Rilke und Rodin lieben.
Ernst J. Wyss.

Jeremias Gotthelf, Kalendergeschichten. Herausgegeben von Hunziker und Blösch. Verlag Eugen Rentsch, Erlenbach-Zürich.

In den vierziger Jahren gab Jeremias Gotthelf den « Neuen Berner Kalender » heraus. Was er in den Jahrgängen 1840 bis 1843 dort erscheinen liess, ist im 23. Bande der Gotthelf-Gesamtausgabe vereinigt. Da wandte er sich wirklich an die breiten, an die untern Schichten des Volkes. Bald ist er der Ermahner und predigt mit mächtig pathetischer Sprache; bald erzählt er launige Anekdoten oder witzige Schnurren, aber immer mit lehrhaftem Unterton. Dann wieder gibt er praktische Lebensregeln. Oder er stellt Zeitbetrachtungen an über die ganze Welt oder seine nächste Umgebung, mit satirischen Bemerkungen seine Beobachtungen würzend. Wenn er auch nur das Belangloseste erzählt — immer tut er es aus einem sittlichen Kraftgefühl heraus. Diese Kalendergeschichten erfreuen sich nicht allgemeiner Bekanntheit wie Gotthelfs Hauptwerke, bergen aber viel Schönes.
Georg Küffer.

Nobel, Dynamit, Petroleum, Pazifismus. Verlag Paul List, Leipzig.

Alljährlich beschäftigt sich nicht nur die gebildete Welt mit der Nobel-Preisverteilung. Umso willkommener ist eine Darstellung, die das Leben des berühmten Erfinders und den Charakter seiner Stiftung zum Gegenstande hat. Das vorliegende Buch stellt eine autorisierte Ausgabe der Nobel-Stiftung dar. Es zeigt, wie bereits die phantasiebegabten Vorfahren Realitätensinn mit spekulativer Kühnheit verbanden. Nobels Vater war zum Teil deswegen wechselvollen Schicksalsschlägen preisgegeben. Dennoch wurde seine Erfindungslust nicht unterdrückt. Erst als 1864 in Heleneborg die kleine Fabrik in die Luft flog, lähmte ihn ein Schlaganfall. Unsere Darstellung beschäftigt sich dann eingehend mit den Schicksalen und Erfindungen seiner Söhne. Im Mittelpunkt steht die Biographie Alfred Nobels, des Erfinders des Dynamits, der bei seinem Tode ein Vermögen von über 33 Millionen und 345 Patente hinterliess, woraus er durch das Testament von 1895 seine weltberühmte Stiftung ins Leben rief. Der Widerspruch, dass Nobel (und seine Familie) den Erfindungsgeist dem Kriege dienstbar gemacht und der Friedenspreisstifter den Gedanken des ewigen Friedens als seinen schönsten Traum bis zuletzt verfolgte, ist oft gerügt worden. Nobels Persönlichkeit aber hinterlässt einen starken Eindruck. Der Heimat- und Familienlose war ein unerhörter Arbeiter. Er beschrieb seine unruhvolle Lebensarbeit mit den Worten: « Ich, umherirrend, kompass- und steuerlos wie ein zweckloses, vom Schicksal gebrochenes Lebenswrack ... ». Das vorliegende illustrierte Buch ist lehrreich und eindrucksvoll.

G. Küffer.